

(Nachdruck verboten.)

121

## Der Alte vom Berge.

Roman von Grazia Deledda.

Melchior zog die gelbe, geschnitzte Kürbisflasche aus dem Rucksack, hob den Pfropfen ab und reichte sie dem Vater.

„Nehmt und trinkt, ich habe Wein mitgebracht.“

Zio Pietro nahm die Flasche mit beiden Händen, führte sie an die Lippen und lehnte langsam den Kopf hintenüber.

„Trinkt nur, trinkt!“ ermunterte Melchior und betrachtete ihn mit Zärtlichkeit, doch auch mitummer.

In diesem Augenblick ward er inne, daß wenn nach Zia Bisaccias dunklen Reden ihn ein der Furcht verwandtes Gefühl beschlichen hatte, dies um den Alten mit den erloschenen Augen war, der mit den Augen des Sohnes sah, vom Leben, der Freiheit und der Arbeit seines Sohnes lebte.

Ja, wenn er nicht gewesen wäre! schrie der Groll und träufelte ihm sein Gift ins Herz.

Nein, es ist besser, daß er da ist: er bewahrt Dich vor den erbärmlichen Schritten, welche die, für die Du sie tun möchtest, nicht einmal verdient, antwortete eine leise Stimme, die in ihrer demütigen Unterwerfung einen geheimen Stolz barg.

Zio Pietro trank in langsamen Zügen; der Wein strömte warme Heiterkeit in die alte Brust und weitete ihm das Herz mit Wohlgefühl. Er nahm die Flasche vom Munde und reichte sie Melchior. Und auch Melchior trank, aber hastig, gierig, um Vergessen aller erlittenen Demütigung zu erzwingen. Er nahm sich nicht vor, zu vergessen, und noch weniger, zu vergehen, aber seine Leidenschaft zu besiegen und Vorsicht zu bewahren, um das traurige Alter des Vaters nicht noch bitterer zu machen.

### VI.

Die letzten Tage des August verfloßen ruhig und friedlich.

Gefestigt durch seinen Entschluß, gelangte Melchior zu der resignierten Gemütsstimmung desjenigen, der alles verloren hat. Er ging seiner gewohnten Beschäftigung nach, ritt in der Morgendämmerung zur Stadt hinunter, um die immer spärlichere und dickere Milch dorthin zu bringen; bestellte den Garten, wo die Pomodoro sich röteten und säweifte still im Walde umher, um Laub für die Ziegen zu schneiden. Zio Pietro verfertigte Geräte aus Birkenzweigen, bereitete die Mahlzeiten aus den Gartengewächsen, segte die Hürde oder saß in Gedanken versunken zwischen den stummen Felsen, vor dem herrlichen Rundblick, ohne die langsam aufsteigenden ersten zarten Dunststreifen zu gewahren, welche das Schwinden des Sommers ankündeten.

Im wiedergekehrten Frieden der einsamen Behausung bewahrte nur Basilio etwas Unstättes: es lag ihm eine Säge im Blut, die ihm Unbehagen bereitete und ihn bald zum Laufen, Lachen, Springen und Schreien antrieb, bald in jüschmerzliche Betäubung versenkte. Die Augusthitze war bei gänzlicher Windstille manchmal erschlassend, überwältigend, drückender noch durch die Ausstrahlung des glühenden Gesteins. Ihn quälte die Hitze, und doch legte er sich in den Stunden, wo er sich ganz matt fühlte, wie eine Kage in die Sonne, auf das verjagte Gras, und schlummerte wie berauscht.

Der Wald schwieg, die Glöckchen der ruhenden Ziegen schwiegen; fern am Horizont schienen Himmel und Meer in eins zu verschmelzen. Und wenn Basilio sich erhob, schmerzten ihn die Glieder, seine Kehle war rauh und sein Gemüt bedrückt. Nach dem kindlichen Umhertollen am Vormittag, verbrachte er den Abend in sich versunken, stumm, düster; wenn man ihn schalt, wurde er heftig, schimpfte, fluchte, brach mitunter auch in Tränen aus; nachts fror ihn, er lauerte am Feuer und klapperte mit den Zähnen. Im unruhigen Schlummer murmelte er beständig allerlei seltsame Sachen.

„Was zum Teufel hast Du nur?“ frug ihn Melchior eines Tages und betrachtete ihn forschend. „Du bist krank und willst es nicht sagen. Was tut Dir weh? Sprich!“

„Der Fuß,“ erwiderte er, spöttisch lachend. Doch schon in seinem gezwungenen Lachen, das die kindliche Frische von kurz zuvor verloren hatte, lag die Bestätigung der Mutmaßungen seines Herrn.

„So?“ sagte dieser, „der Fuß? Dann hast Du wohl Grillen im Kopf. Woran denkst Du? Wenn Du hier oben

frank wirst und stirbst, so laß' ich Dich wahrhaftig von den Raben verschlingen.“

Basilio zuckte gleichgültig die Achseln, und über seine Augen zog ein Schatten.

„Meinetwegen überlaßt mich den Raben oder den Hunden. Was tu' ich denn überhaupt auf der Welt!“

„Und was tun die anderen,“ rief Zio Pietro, der es gehört hatte.

Melchior, der Basilio's sorglose Jugend stets beneidet hatte, blickte ihn betroffen an. Also auch der war unzufrieden? Wer mochte dann wohl zufrieden sein?

„Die anderen! Welche anderen?“ sagte Basilio trozig.

„Glaubt Ihr, daß weil Ihr so seid, die anderen sich nicht amüsieren? Seht nur die Herrschaften auf dem Berge, hol' sie der Teufel! Was tun die? Sie spielen, lachen, essen gut, schlafen noch besser, machen Musik, tanzen, singen, liebeln mit allen . . .“

Seine vor Neid, ja vor Haß bebende Stimme tönte laut in Melchior's Gemüt und weckte dort den schlummernden Widerhall.

„Auch Du!“ schrie er — hätte dann aber gern sein Wort zurückgenommen, denn Zio Pietro wandte ihm sein Gesicht zu und sagte, anscheinend zu dem Knaben, in Wahrheit aber für alle beide:

„Die Herrschaften! Was denkst Du, daß die Herrschaften sind? Menschen wie wir. Und glaubst Du, daß sie zufrieden sind? Keine Spur! O, o, Junge, warum mußt Du das sagen? Wir alle sind geboren, um zu leiden und unser Kreuz zu tragen. Wenn Du wüßtest, was im Topf derer kocht, die Dir so glücklich scheinen, Du möchtest nicht an ihrer Stelle sein. Hinter ihren Spielen steht ein Ungehener, das sie verzehrt: sie sind schwach und krank an Körper, feig und erbärmlich in ihrer Seele. Sie sind voller Schulden, Sorgen und Ängste, und ihr Lachen ist wie der helle Klang eines Tellers, der ganz scheint und doch einen Sprung hat. Sie liebeln mit allen, aber sie lieben nicht ein Weib und werden nicht geliebt, wie Du geliebt werden kannst, wenn Du erwachsen bist und Dir ehrlich ein Heim erwirbst und eine Schar Ziegen. Sie spielen,“ rief er spöttisch, „wie die Fliege im Herbst summt, bevor sie sterben muß. Und wer verbietet Dir, zu spielen? Steige ins Tal hinab, schneide das zarte Rohr und mache Dir ein Paar leoneddas, wie die Hirten auf dem Campidano. Deine Musik wird weit besser sein, als das Gitarrenglimper jener Herren.“

„Das ist wahr!“ hub Melchior an.

„Ach! Wollt Ihr jetzt auch noch eine Predigt halten?“ sagte Basilio ärgerlich und ging pfeifend davon.

Besser als das Predigen seiner Herren behagte ihm die Erlaubnis, einmal nach Nuoro hinabzureiten. In Zia Bisaccias Hof band er das Pferd statt an den gewohnten Platz an einen Pfahl, um den sich ein schwächlicher Weinstock rankte.

Bevor er wieder fortritt, pflichtete er sich eine Hand voll Blätter davon und steckte sie in die Tasche, um sie dem Hasen mitzubringen. Auch das Pferd streckte den Hals vor, beschmupperte die Rebe und riß mit seinen langen, gelben Zähnen einige Blätter ab. Wäre es nie geschehen! Zia Bisaccia stürzte schreiend in den Hof, schlug das Pferd und schimpfte derart auf Basilio los, daß er schnell aufsaß und sich davonmachte.

„Seht doch den Flegel! Braucht der noch aus seinem Dorfe daherzukommen? Geh' zum Teufel, der Dich hergeführt hat! Laß Deinen Herrn nur kommen, mit dem werde ich schon abrechnen! Mich in meinem Hause bestehlen! Wenn Du nur einen roten Heller hättest, würde ich auf Schadenersatz klagen . . .“

Basilio war verschwunden. Trotz der Schmähungen Zia Bisaccias fühlte er sich so froh und leicht wie ein Vogel. Erschrocken über die empfangenen Prügel trabte das Pferdchen mit gespitzten Ohren fort.

Der Morgen war blau und klar; statt direkt zu ihrer Hütte heimzukehren, ritt Basilio nach dem Berggipfel hinauf, sah Paska und sprach mit ihr.

Inmitten ihrer Bergnügungen und Triumphe und trotz des hohen Schutzes, den sie genoß, lebte sie in Sorge und Angst; als sie den Ziegenhirten erblickte, wechselte sie die Farbe, doch begegnete sie ihm mit ironischer Freundlichkeit.

„Und wie steht es da unten?“ fragte sie und deutete nach Melchior's Behauptung hin.

„Hast Du mir neue Drohungen zu bringen?“

„Es scheint so!“ entgegnete er und spielte den Beherzten. „Wenn Du nicht acht gibst, so wirst Du sehen, was Dir geschieht, mein Lämmchen!“

„Und was könnte mir geschehen?“ sagte sie verächtlich. „Reghin hattest Du es sehr eilig, sonst hätte ich Dir eine Antwort erteilt.“

„Welche denn?“

„Nur das!“ Sie spuckte aus.

Basilio blinnte sie starr an und lächelte dann.

„Und doch war es Dir damals nicht nach Scherz zu Mute, meine Schöne; jetzt habe ich wirklich Eile und wenn ich noch länger ausbleibe, so schlägt er mich tot, sonst könnte ich Dir etwas verraten.“

„Sag' doch, sage!“ drängte sie, mehr aus Angst als aus Neugier.

„Ich kann jetzt nicht länger bleiben.“

„Warte doch!“ Sie hielt ihn zurück; rot vor Vergnügen, machte er sich los und sagte, er wolle übermorgen wiederkommen.

„Morgen in der Frühe kehren wir alle nach Nuoro zurück. So komm' wenigstens heute abend.“

„Ich komme!“ rief er, schwang sich schnell auf und verschwand zwischen den Felsen.

In dem Tage schien er seine frühere sorglose Fröhlichkeit wiedererlangt zu haben; sein Rufen, Lachen, Pfeifen schallte laut durch den Wald und weckte bald hier bald da den Wiederhall.

Beim Essen erzählte er lachend die Geschichte von Zia Bisaccia, die ihn wegen der abgerissenen Traubenblätter verklagen wollte.

„Verbotene Weide freilich! Die Frau muß doch den Teufel im Leibe haben!“

Von seiner Begegnung mit Paska schwieg er jedoch und statt wie in den letzten Tagen während ihrer Siesta unruhig zu schlummern, lag er lang ausgestreckt und das Kinn auf die Hand gestützt still, und überlegte, wie er sich heimlich fort-schleichen könnte. Der Gedanke, Paska wiederzusehen, bezauberte ihn. Er wußte noch nicht, wie er fortkommen würde, aber er wußte, daß er unbedingt hinaufgehen würde. Auf einmal kam ihm der Gedanke, klar und bestimmt. Er erhob sich leise, überzeugte sich, daß man ihn nicht beobachtete und faßte eine junge schwarze Ziege bei den Hörnern, die im kurzen Schatten eines Strauches ihre Mittagsruhe hielt. Er nötigte sie aufzustehen, zog die Widerstrebende hinter sich her und redete ihr leise zu, damit sie ihm willig folgte.

„Komm' mit mir, Tior di pervinea“, komm' doch, ich will Dir ja nichts tun. Willst Du, oder willst Du nicht, Liebchen? Geh' Zicklein, ich bringe Dich ja nur fort; Du sollst keine sardische Büchsenkugel ins Herzchen kriegen! Nur bis heute nacht sollst Du allein bleiben; ich gebe Dir auch schöne friische Blätter, Du sollst nicht umkommen. Aber nun komm' auch, Tior di pervinea, Du mußt kommen, add!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Die Totenbestattung zu verschiedenen Zeiten.

Wie die Menschen der Urzeiten ihre Toten, d. h. die zu ihrer Horde gehörigen, behandelt, ob und wie sie dieselben bestattet haben, ist noch in mehr oder weniger tiefes Dunkel gehüllt. Es sind Anzeichen dafür vorhanden, daß die Leichname vielfach verpeist wurden, und zwar aus Hunger. Der bekannte Aberglaube, mit dem Verpeisen eines Leichnams erbe man dessen Kräfte und Eigenschaften, trat ohne Zweifel erst später hinzu. Hunger war ja auch das eigentliche Motiv des nach Rippert und anderen Kulturhistorikern dereinst allenthalben verbreiteten Kannibalismus. Die Menschen fraßen einander auf, ursprünglich nicht aus Liebhaberei für Menschenfleisch oder aus abergläubischen Motiven, sondern weil sie in der produktionslosen Epoche anderweitig nicht Nahrung genug fanden, weder vegetabilische noch tierische. Noch heutigen Tages ist daher die Menschenfresserei bei manchen Stämmen Afrikas heimisch, zum Beispiel im Kongobecken. Verpeist wurden die Leichname der Angehörigen, wie der erlegten und der gefangenen Feinde, welche letztere zu diesem Behufe abgeschlachtet wurden, was sogar den Alten und Gebrechlichen unter

den Angehörigen geschah, da sie nicht zur Jagd und zum Kriege gebraucht werden konnten und man sie daher nicht mit den spärlich vorhandenen Nahrungsmitteln füttern wollte. Erst mit der Entwicklung der Produktion, des Ackerbaues, wodurch das Nahrungsbedürfnis anderweitig befriedigt werden konnte, kam die Menschenfresserei in Abgang, vermutlich aber erst nach heftigen Kämpfen; denn jetzt klammerte sich der konservative Hang an die ideologischen Begleitmotive, wie auch sonst häufig.

Wo die Leichname der Angehörigen nicht verpeist wurden, ließ man sie vermutlich an der Stätte, wo der Tod eintrat, liegen und verwesen resp. von Raubtieren und Vögeln verzehren. Trotz der Lästigkeit des Verwesungsgeruchs und obgleich schon frühzeitig erkannt werden mochte, daß die Nähe von Leichnamen Seuchen erzeugt, wurden sie nicht in die Erde bestattet, so lange das Metall und seine Verarbeitung unbekannt war, und es daher an den primitivsten Werkzeugen zum Aufgraben des Bodens für diesen Zweck gebrach. Das Entfernen der Leichname aus den Wohnplätzen hatte aber den Nachteil, daß damit gefährdete Raubtiere in die Nähe gelockt wurden. Die Hunde waren darum als Raubtiere und Leichenverzehrter besonders geschätzt und vielfach als heilig verehrt, als „Heilig-Tiere“, denen die Leichname als Opfer dargebracht wurden. So namentlich im alten Persien. Noch in der rabbinischen Literatur erzählt Rabbi Akiba, er habe mit eigenen Augen gesehen, wie ein Armenier den Leichnam seines Vaters seinem Hunde vorgeworfen habe. Eine Reminiscenz hieran erhielt sich in dem Wächter der Unterwelt in der griechischen Mythologie Cerberus-Kerberos, dem Fleischverschlinger.

Erst als mit dem Gebrauch des Metalls das Aufgraben des Erdbreichs keine Schwierigkeit mehr hatte, wurde das Begraben der Leichname allgemeiner Brauch und als die „Ehre der Toten“ aufgefaßt, die dadurch der Verstümmelung entzogen werden. Dazu gestellte sich die Anschauung, daß auch die Seele in der Unterwelt erst zur Ruhe eingehen könne, wenn der Leib im Grab seine Ruhe gefunden. Staatsverbrecher aber wurden noch über den Tod hinaus dadurch bestraft, daß ihre Leichname nicht beerdigt wurden, welches Motiv bekanntlich den Angelpunkt in der Soproleischen Tragödie „Antigone“ bildet. Auch in der alttestamentlichen Literatur werden rachsüchtige Fürsten mit dem Geflügel des Himmels zur Nahrung dienen und ihr Blut von den Hunden geleckt werden würde.

Dagegen hat sich der alte Brauch noch heute bei den Parsen (Feueranbetern) erhalten, die in ansehnlicher Zahl nur noch in Bombay vorhanden sind. Sie besitzen dort einen hohen von mehreren Mauern eingeschlossenen Turm, „Turm des Schweigens“ genannt, auf dessen Plattform ihre Toten verbracht werden, wo in kurzer Zeit das Fleisch von den auf solchen Schmaus lauerten Geiern gierig verschlungen wird. Die Knochen werden alsdann von dem an dem Turm angestellten Priester in weißer Kleidung in das unterirdische Verließ geschafft. Nach dem neuesten Bericht eines Missionars in China werden auch dort manche buddhistische Bonzen auf diese Weise bestattet.

Der Seelenaberglaube, speziell die Vorstellung fortdauernder Beziehungen zwischen der abgeschiedenen Seele und ihrem Körper führte zur Erfindung der Einbalsamierung behufs künstlicher Erhaltung des Leichnams, als Mumie, als deren Heimat Ägypten gilt, von wo sich dieselbe in andere Länder verpflanzt hat. Die Vorschrift, beim Ausschneiden des Leichnams nur Steinmesser zu benutzen, läßt vermuten, daß die Anfänge der Einbalsamierung in die Steinzeit zurückreichen. Möglicherweise aber hat sie denselben Grund, weshalb das mosaische Gesetz verbietet, den Altar in der Stiftshütte aus behauenen Steinen zu errichten, „denn wo du mit deinem Schwert (charbecha, Luther ungenau: Messer) darüber fährst, wirst du ihn entweißen“; woraus beiläufig zu schließen, daß die Verwendung des Eisens zu kriegerischem Zweck seiner Verwendung zur Hade und Pflugschar geraume Zeit vorausging. Nicht ausschließlich, aber vorzugsweise wurden Könige und ihre Angehörigen, Vornehme und Wohlhabende einbalsamiert, wie ja vielfach noch jetzt.

In Ägypten wurden die Särge der Könige in Pyramiden beigesetzt, dergleichen noch mehrere vorhanden, worunter die berühmteste bei Gizeh. Die Kolossalität dieser Bauten dürfte auf die Anschauung zurückzuführen sein, daß Fürsten und Häuptlinge nach ihrem Tode unter die Götter versetzt werden; für Götter charakteristisch aber war, daß sie auf Höhen wohnen, auf Berggipfeln. Das semitische Wort für Gott El ist wahrscheinlich von dem ähnlich lautenden Stamm abzuleiten, der Höhe bedeutet und in zahlreichen Wörtern enthalten ist, die ein Hohes bezeichnen. Auch im Namen des griechischen Götterberg Olymp mag diese Vorstellung ausgedrückt sein, da seine bei Homer vorkommende altentworfene Form Olympos lautet. Daraus erklären sich auch jene zum Teil riesigen Grabhügel aus der Steinzeit, wie z. B. derjenige bei Asperg in Schwaben, der von dem Gelehrten Ostar Fraas erforscht wurde.

Eine seltsame Bestattungsweise der Leichname von Fürsten und Häuptlingen war die Wasserbestattung. Man kennt das Platenische Gedicht vom Grab im Busento, wonach die Westgoten, als ihr König Marich, der Bezwiner Roms, in Unteritalien starb, durch römische Kriegsgefangene den Fluß Busento bei Cosa abließen und in dem leeren Flußbett eine Gruft aushöhlen ließen, in die sie den König in vollem Kriegsschmuck samt seinem Leibrock und vielen Kostbarkeiten versenkten,

worauf der Fluß wieder in sein altes Bett geleitet ward. Nach einem Artikel der „R. Z.“ kam diese Bestattungsweise auch sonst öfters vor. Nach einer ungarischen Sage wurde auch der Hunnenkönig Attila auf ähnliche Weise in der Theiß, nach anderer Version in der Elb, begraben. Geoffry von Monmouth (zwölftes Jahrhundert) verzeichnet in seiner lateinisch abgefaßten, neun Bücher umfassenden Geschichte Britanniens einen Bericht, wonach Cordeila (Cordelia), die Tochter des Königs Lear (Lear) ihren Vater, an einem gewissen unterirdischen Ort begrub, den sie unter dem Fluß Sora innerhalb Lececestrias (Leicester) herzurichten befohlen hatte. Sogar noch in verhältnismäßig neuerer Zeit kam diese Bestattungsart vor. Die Gefährten des Hernando de Soto, des kühnen Entdeckers des Mississippi, der 1542 in der Urwaldwildnis gestorben war, fuhren mit dessen Leiche in Kähnen um Mitternacht weit auf die Mitte des ungeheuren Stromes und senkten sie in die feuchte Tiefe. Die Leiche des 1538 in Kartapur verstorbenen Hindu Nanak Sigh, des Stifters der Religion der Sikhs, die in Pandschab herrscht, soll heimlich von seinen Anhängern in das Bett des Flußes Ravi, nicht weit von Lahore, bestattet worden sein. Nach dem 1657 erschienenen Werk über Afrika von Dapper wurden die Könige der Negervölker Bena und der Susos häufig im Bett von Flüssen beigelegt, und noch in einem neueren Werke, in dem 1875 veröffentlichten „L'Afrique Equatoriale“ von dem Marquis de Compiegne, wird über die Neger am Bouy in Oberguinea zwischen Neu- und Alt-Galabar ähnliches berichtet. Dem Brauch lag wohl die Absicht zugrunde, das Grab gegen Leichenschändung und Räuber der dem Verstorbenen mitgegebenen Schätze zu sichern.

Mit sämtlichen bisher erwähnten Bestattungsarten mochte meistens eine Tendenz verbunden sein, den Leichnam möglichst zu konservieren oder doch die Scheu, ihn durch Menschenhand zu verstümmeln oder dessen Verwesung zu beschleunigen, die noch heutzutage die jüdische Orthodoxie veranlaßt, gegen Sektion und Obduktion zu protestieren. Freier dachte man hierüber, wo die Feuerbestattung in Anwendung kam. Sie begegnet uns schon frühzeitig bei höher zivilisierten Völkern, jedoch nicht als allgemeine, sondern als Vorzugsbestattungsform, bei Fürsten und Vornehmen; so schon im Alten Testament. Das hat vermutlich darin seinen Grund, daß sie umständlicher ist als die Erdbestattung und beträchtlich Feuerungsmaterial kostet. Nur bei Epidemien, wo Massenbestattungen notwendig waren, geschahen solche häufig durch Feuer. „Nastlos brannten die Totenfeuer in Menge“ heißt es bei Homer im 1. Gesang der Ilias bei der Schilderung der Pest im griechischen Lager vor Troja. Daß in China auf dem Gebirge der sieben Drachen ein Krematorium für verstorbene Prinzen vorhanden ist, hat unlängst ein Missionar in der „R. Volksztg.“ berichtet.

Bekanntlich ist neuerdings in christlichen Ländern die Feuerbestattung wieder aufgetaucht, die früher als heidnisch verpönt war, während die Erdbestattung als die christliche angesehen wurde, weil Jesus drei Tage lang im Grabe lag, und auch wegen des Auferstehungsglaubens, dem die Vorstellung in der Erde „schlummernder“ Toten mehr zusagt, wogegen die Verbrennung mit der Vorstellung der Wiederbelebung schwerer vereinbar ist. Bewußt oder unbewußt ist das der eigentliche Grund der Widerstände von kirchlicher Seite, wofür allerlei andere windige Gründe bei den Haaren herbeigezerrt werden; wogegen die bekannnten kriminalistischen Bedenken, die längere Zeit gegen die Feuerbestattung geltend gemacht wurden, im Hinblick auf die allgemein eingeführte obligatorische Leichenschau nach und nach verstummen. Euitäre Rücksichten und mehr noch das Bedürfnis der Großstädte mit ihrer rapid anschwellenden Bevölkerungsziffer bei fortwährend steigenden Bodenpreisen erwarten der Feuerbestattung immer mehr Sympathien, und so konnte am 10. Dezember 1878 die erste Einäscherung in Deutschland im Krematorium zu Gotha stattfinden. Seitdem sind auch andernwärts Krematorien errichtet worden, Europa besitzt zurzeit 54 (wovon Deutschland 8: Eisenach, Gotha, Hamburg, Heidelberg, Jena, Mainz, Mannheim und Offenbach a. M.), Amerika 29 und sogar Asien deren 7. Weitere sind im Bau begriffen. Dagegen wird von den Regierungen der meisten Bundesstaaten die Errichtung von Krematorien noch nicht zugelassen, teils in Übereinstimmung mit den Parlamenten, teils im Widerspruch zur Volksvertretung. Da aber auch in diesen Staaten die Ueberführung in ein auswärtiges Krematorium nicht verboten werden kann, die aber ziemlich kostspielig ist, bleibt dort die Feuerbestattung bis auf weiteres ein privilegium odiosum der Wohlhabenden. —

J. St.

## Kleines feuilleton.

— Gott ist mein Zeuge. Das Wiener „Extrablatt“ berichtet: Vor dem Strafrichter des Bezirksgerichts Leopoldstadt stand vor einigen Tagen eine „Dame vom Stand“ unter der Anklage, ihren Hund ohne Maulkorb gelassen zu haben.

Richter (rasch): „Also nicht wahr, Sie geben ja den Tatbestand zu?“

Angell: „Ja? O nein. (Lachend): Herr kaiserlicher Rat, ich hab ja gar kein Hund.“

Richter: „So. Ja, aber (er verliest die Anzeige): Kleiner schwarzer Rattler mit weißen Flecken.“

Angell: „Ja, ja, so schaut er aus.“

Richter: „Wer? Woher wissen denn Sie das?“

Angell: „No, weil's der Kubicka ihrer is.“

Richter: „Ah so. Na, wir werden ja sehen.“

Angell: „Herr kaiserlicher Rat. So können mir glauben, daß ich kein Hund hab. Gott ist mein Zeuge!“

Richter: „Ja, liebe Frau, wenn Sie leugnen, muß ich die Verhandlung vertagen.“

Angell: „Ich bitt', Herr Richter, da muß ich ja wieder kommen. Könnten's net heut' Schluß machen? Da zahl' ich lieber dö zwa Kronln.“

Richter: „Nein, liebe Frau, das geht nicht.“

Angell: „Aber Gott is mein Zeuge!“

Richter (lächelnd): „Ja, diesen Zeugen, liebe Frau, kann ich nicht einberufen.“ (Schriftführer und Staatsanwalt lachen.)

Angell (erstaunt): „Ja, warum denn nicht? Draußen steht er ja!“

Richter: „W—a—s?“

Angell: „No ja, der verlangt von mir vielleicht dann a Zeugengebühr, wann er noch amol kommen muß.“

Richter: „Wie heißt der Zeuge?“

Angell: „Herr God.“

Der erstaunte Richter läßt unter Heiterkeit des Publikums den Zeugen durch den Justizwachtman aufrufen. Der Wachtman öffnet die Tür und schreit militärisch: „Herr God!“ Sogleich schiebt sich ein kleiner, runder, asthmatischer Herr herein.

Richter: „Sie heißen?“

Zeuge (sanft): „Ich haß God, Jakob God, ich bin a Fleischhauer . . . Wahrscheinlich wegen dem Hunderl . . . Der g'hört gar nit dieser Frau da.“ —

e. w. Eisbein. Schweine werden das ganze Jahr geschlachtet, aber merkwürdigerweise hört man im warmen Sommer nichts von Eisbeinen. Man sollte doch gerade aus dem Namen schließen dürfen, daß die heiße Jahreszeit eigentlich die richtige Zeit für den Genuß dieser beliebten und nahrhaften Speise sein sollte. Aber erst mit dem Eintritt des Spätherbstes, also der augenblicklich gegenwärtigen Zeit, fangen die Wirte, vom Budiker bis zum Inhaber eines Bierpalastes an, ihren Gästen Eisbeine vorzusetzen. Besonders dürfte es keinen Weibierwirt von einigem Rufe geben, der nicht wöchentlich einmal an einem bestimmten Tage Eisbein auf seiner Karte führte. Freilich läßt sich dies Gericht nicht ohne Erbsen und Sauerkohl denken, und gerade diese beiden Zutaten haben im Herbst, nach der neuen Ernte, ihren besten Wohlgeschmack. Aber der Umstand, daß Eisbeine nur in der kühlen Jahreszeit genossen werden, wo gar kein Eis zu ihrer Aufbewahrung nötig ist, hat den ungelehrten Mann nicht von der Vorstellung abbringen können, daß das Wort etwas mit Eis zu tun haben müsse. Denn wer hat nicht schon gehört, daß jemand, dem in der Winterzeit die Füße frieren, wüßig ausgerufen hat: „Hab' ich aber Eisbeine bekommen!“ Befragt man ihn aber, wie er sich den Zusammenhang zwischen Eis und dem Bein eines Schweines eigentlich denke, so weiß er auch nichts Rechtes zu antworten und beginnt wartend zu werden. Verwunderlich ist es aber gerade nicht, wenn er sich über das Wort keine Rechenschaft zu geben vermag, denn sogar sehr gelehrte Leute sind schon darüber gestolpert.

Jacob Grimm, der kenntnisreiche Gründer der deutschen Sprach- und Altertumswissenschaft, glaubt, einen gelehrten Ursprung annehmen zu müssen. Bei Jägern und Schlächtern bezeichnet man die Stelle, wo sich die Wadenknochen eines zahmen oder wilden Tieres in einer Fuge zusammenschließen, als das Schloß oder das Schlußbein und in weiterer Ausdehnung auch wohl die beiden Wadenknochen selbst so. Das Hüftbein trägt aber in der Wissenschaft die lateinisch-griechischen Namen (os) ischium. Wenn die alte Enchyclopädie der Land-, Haus- und Staatswissenschaften von Krünitz (Berlin 1777) nun angibt, daß die eine Hälfte dieses Schlußbeins als Eisbein bezeichnet werde, wenn ferner im Niederländischen oft ischbeen gebraucht wird, so glaube Grimm, das Wort Eis mit dem griechischen Wort ischium in Beziehung bringen zu müssen. Diese Erklärung ist aber ziemlich weit hergeholt und hat entschieden ihren Haken. Denn das richtige Eisbein vom Schweine ist gerade das Vorderbein, und hierfür bietet sich, ohne daß wir erst lange zu suchen brauchen, eine annehmbarere Erklärung. Im Niederdeutschen gibt es ein uraltetes Wort isen, das mit dem lateinischen ire (gehen) verwandt ist, und wofür eisen die hochdeutsche Form wäre. Danach würde Eisbein einfach Gehbein bedeuten und das wäre um so sinnreicher, als das vierfüßige Tier sich tatsächlich nur mit den Vorderbeinen wirklich vorwärts bewegt, denn die Hinterbeine tragen den Körper und werden beim Gehen einfach nachgezogen. Diese Erklärung hat bedeutend mehr Wahrscheinlichkeit für sich, zumal da das Wort entschieden von Schlächtern oder dem Landvolk her stammt und dies sich den Teufel um so gelehrte Wörter wie das griechische ischium kümmert. Also Eisbeine sind die Beine, mit denen man los-eist, wobei wir noch daran erinnern wollen, daß dies Wort mit dem anderen bekannten loseisen selbstverständlich nichts zu tun hat. —

— Die Doggerbank. Die große, zwischen England und Dänemark gelegene Sandbank in der Nordsee, wo sich der Angriff des Baltischen Geschwaders auf englische Fischerboote ereignete, verbannt ihren Namen dem altholländischen Dogger, das zunächst Kabeljau bedeutete, dann auf die für den Fang dieses Fisches bestimmten Fahrzeugzeuge überging. Die Bank bildet eine Meereshöhe, deren Wasserbede zwischen 80 und 90 Meter schwankt. Könnte man den Boden der Nordsee ungefähr 100 Meter heben, so würde die Doggerbank

eine Insel von annähernd 515 Kilometer Länge und 60—65 Kilometer Breite, also von der halben Größe Schottlands ergeben. Das Wasser über der Bank ist äußerst fischreich. Im Durchschnitt werden dort von englischer und holländischer Seite jährlich 600 000 Tonnen Fische gefangen, und zwar größtenteils Kabeljau und Schollen. Zwischendurch finden die Fischer in ihren Netzen auch Mammut- und Rhinoceroskrebse, ein Beweis, daß die Bank ehemals aus der See hervorgeragt und Tiere aus der Quaternärzeit beherbergt hat. In ihrer gegenwärtigen Gestalt soll die Doggerbank erst vor 400 Jahren entdeckt worden sein. Zur Zeit Heinrichs VII. (1485—1509) holten die Engländer ihren Fischbedarf für die Fastenzeit noch an den Küsten Grönlands. — („Köln. Btg.“)

**u. Gasglühlicht und Nebel.** Das Gasglühlicht hat unverkennbare Vorzüge vor dem gewöhnlichen Gaslicht, daß es nicht nur nicht in Wohnräumen und Verkaufsläden, sondern auch auf den öffentlichen Straßen und Plätzen immer mehr Ausdehnung gewinnt. Aber auf diesen zeigt sich doch ein recht bedenklicher Nachteil des Gasglühlichts. Die Londoner Nebel sind berüchtigt; wenn sie entstehen muß man, um nicht völlig im Finstern zu sein, die Straßenlaternen anzünden und da zeigt es sich, daß das Gasglühlicht im Nebel viel weniger Leuchtkraft besitzt als das gewöhnliche Gaslicht. Die physikalische Untersuchung offenbarte auch die Ursache dieser sehr unangenehmen Erscheinung: das gewöhnliche Gaslicht ist sehr reich an roten Lichtstrahlen, und sie sind viel besser geeignet, den Nebel zu durchdringen als die blauen und violetten Strahlen, die den Hauptteil des Gasglühlichts bilden. Die Sache hat auch für uns eine sehr große praktische Bedeutung, da sich der früher auf London beschränkt gewesene Nebel mehr und mehr auch auf dem Kontinent bemerkbar macht. Das ist um so schlimmer, als auch das elektrische Licht, das man zum Ersatz des Gasglühlichts verwenden könnte, dieselbe geringe Leuchtkraft beim Nebel besitzt. —

**Theater.**

**Berliner Theater. Soldaten.** Schauspiel in 4 Akten von Leo Walther Stein und Ludwig Heller. — Soldaten und kein Endel Vor ein paar Tagen im Lustspielhaus „Kamerad Zeit“, am Mittwoch im Berliner Theater, das den Schläger der vorigen Saison, den „Zapfenstreich“, noch immer wiederholt, als Allerneuestes „das Werk“ der Herren Stein und Heller! Beherlein nimmt sich dagegen wie ein Niese aus, und sogar der Zappache „Kamerad“ erscheint, an dieser letzten Tat gemessen, in mild verzeihlichem Lichte. Da gab es auf vier Akte doch wenigstens einen pikant-satirischen und originellen Einfall: den Klub der abgedankten zurzeit als Kellner, Schaffner usw. fungierenden Offiziere in der Kleinen Wein Vorher Kneipe. Stein und Heller haben ihre vier abendfüllenden Akte ohne solche Unkosten zustande gebracht. Das bißchen Realistik in dem zweiten Akt, das das Treiben auf den Mannschaftsstuben einer Kaserne schildert, ist mit reichlichen Zusätzen im Stil der stiegenden Blätter verwässert, und im übrigen herrscht vollends unumgränzt die öbste Routine. Den Schiffsheker, der seinen bunten Rock verwünscht, hielt ich anfangs ein paar Augenblicke für einen verkappten Sozialisten, aber — er dichtet nur, macht einem Offiziersfräulein sentimentale Bekenntnisse, wird durch des Hauptmanns Güte von seinem Groll geheilt und avanciert, ein Beweis, wie vorurteillos man in dem Militär der Herren Stein und Heller denkt, am Ende gar zum glücklichen Verlobten dieser Dame. Schandenhalber gibts auch einen aufgeblasenen windigen Leutnant, aber sonst strahlt alles hell im Glanz des Edelwitzs. Sogar der junge Herr v. Winterfeldt, der, ohne sich dabei was Schlimmes zu denken, das ganze Vermögen seines Vaters verpielt, entgeht der Glorifizierung nicht. Er liebt ein Mädchen, doch ihre Millionen stören ihn; sie könnte denken, er heiratet des Geldes wegen. Und im letzten Akt ist allgemeine Trauer, da er den „Selbentod“ im Kampfe wider die Hereros starb.

Die Aufführung war weitaus besser als das Stück verdiente. Besonders Herr Pittschau spielte seine Rolle, den Hauptmann Witte, ausgezeichnet. Das Publikum schien hoch befriedigt. — dt.

**Aus dem Tierleben.**

— **Abänderungen im Gesange bei Sperlingsvögeln.** Eine bemerkenswerte Veränderung des Gesanges beobachtete B. C. D. Scott im Gesange einiger rotbrüstigen Kirchsinken (Zamelodia Ludoviciana), die im Alter von vier Tagen von dem elterlichen Neste genommen waren. Die Tiere entwickelten sich, obwohl künstlich aufgezogen, völlig normal, so daß sie am Ende des Winters von wilden Exemplaren äußerlich absolut nicht zu unterscheiden waren. Gegen Mitte des Februar bekundeten die Männchen, die Scott aufgezogen hatten, die erste Neigung zum Singen. Etwa zehn Tage lang brachten sie freilich zunächst nur dürftige Laute hervor. Später aber trugen sie eine zusammenhängende Strophe vor, die in ihren melodischen, sanft klagenden Tönen im allgemeinen mit dem Gesange der wilden Kirchsinken übereinstimmte. Daneben aber zeigten sich von der normalen Weise auch bedeutende Abweichungen: so besaß der Gesang der künstlich aufgezogenen Vögel einmal nicht den Umfang wie bei ihren wilden Artgenossen, andererseits wurde ihre Strophe nicht so plöylich abgebrochen. Ihre Töne waren tief und flötenähnlich und glichen etwa dem Gesange, wie ihn die Drosseln auf ihren Zügen im Spätsommer erschallen lassen. Zahlreichen Beob-

achtern wurden die gefangenen Kirchsinken vorgeführt; aber alle versicherten, daß sie die Tiere, wenn sie bloß deren Gesang gehört hätten, niemals für Kirchsinken gehalten haben würden. Ein zweites Beispiel betrifft eine Wiejenlerche (Sturnella magna). Das Tier war mit einigen Schwarzdrosseln zusammen in denselben Käfig eingesperrt. Einer der Lerchenvögel nahm dabei den Gesang der Drosseln in solcher Weise an, daß der Beobachter lange Zeit hindurch glaubte, er höre eine der Amseln singen, während es in Wirklichkeit eine der Lerchen war. Der Unterschied bestand nur darin, daß die Lerche immer nur einen Takt zum Vortrag brachte, der aus fünf bis sechs lang ausgezogenen Noten sich zusammensetzte. Es geht aus diesen Beobachtungen hervor, daß sich der Gesang der Vögel unter abgeänderten Lebensbedingungen ändern kann. — („Prometheus“.)

**Humoristisches.**

— **Macht der Gewohnheit.** Buchhalterin (in einem Bewerbungsschreiben): „... Auf besonderen Wunsch persönliche Vorstellung. Erkennen würden Sie mich daran, daß ich den Schirm wagerecht trage.“ —

— **Ein Geschäftsman.** Lehrer: „Wenn ein Anzug dreißig Mark kostet, wieviel kosten dann zwei Anzüge? Na, Fidor?“ Fidor: „Werden wir sie Ihnen lassen für fünfzig Mark, damit Sie kommen wieder.“ —

— **Auf dem Standesamt.** Junge Frau: „Was ist Dir, Hugo?“

Hugo: Zu dumm — jedesmal wenn ich heirate, kriege ich Ausstoßen. — („Lustige Blätter“.)

**Notizen.**

— Im Lessing-Theater wird eine Aufführung des „Hamlet“ vorbereitet. Für die Ausstattung werden englische Künstler herangezogen. —

— Richard Strauß arbeitet an einer neuen Oper. Der Text ist dem Wibelischen Drama „Salome“ entnommen. —

c. In Tokio gibt es seit einiger Zeit eine Beethoven-Gesellschaft. Trotz des Krieges hat sie in diesem Jahre die Anzahl ihrer Konzerte vermehrt. —

— A. B. Reim in Grünwald bei München gibt demnächst in freier Folge Jungblätter für Mathechnik heraus, die „Mathechnische Zeit- und Streitfragen“ betitelt sind. —

— Seit zwei Jahren meiden die Heringszüge die schwedische Küste fast völlig. Die Einfuhr schwedischer Heringe nach Deutschland hat infolgedessen fast aufgehört. —

— Die Biologische Abteilung für Land- und Forstwirtschaft am kaiserlichen Gesundheitsamte hat ein Flugblatt herausgegeben, das über „Die Taschenkrankheit der Zwetschen und ihre Bekämpfung“ handelt. Diese Krankheit war in diesem Jahre besonders weit verbreitet. Das Blatt kostet 5 Pf. und kann von dem Verlag P. Parey, Berlin, Hedemannstr. 10, bezogen werden. —

— **Wiener Bier anno dazumal.** Die „Oesterreichische Rundschau“ veröffentlicht einiges aus den Memoiren des Dr. Rajetan Felder, der von 1808—1878 Bürgermeister von Wien gewesen. Von dem Bier, das man um 1819 in der Wienerstadt getrunken, weiß Felder folgendes zu erzählen: An Sonn- und Feiertagen während der schönen Zeit machten wir gewöhnlich einen Spaziergang, zu dessen Beendigung der Vater manchmal zu meiner großen Freude einzufahren pflegte, gewöhnlich in das in unierer Nähe gelegene, später Reulingsche Brauhaus mit seinem großen Garten. Waren wir vorbeigezogen, ohne daß der Vater in das Gartentor einbog, so war ich bis zu Tränen betrübt, geschah es, so schlug mein Herz vor Freude hoch empor. Und doch gab es da keine andere Luft, als auf einer ungehobelten Bank an einem Gartentisch, abgesehen von gestuhten Geständen, zu sitzen, eine Bäckermuffel zu hören, ein Stückchen Käse oder Salami von einem „Salamini“ mit einer Schmitte Hansbrot zu bekommen und einen Schlud Bier zu kosten, das man heutzutage für einen Abjud aus einem Bierkräuterladen halten würde. Die verschiedenen Sorten Bier: Bayrisch, Englisch, Gemischt, Würzen, Lager standen damals in offenen „Pitschen“ in der Schankbude im Sonnenlicht, und mein Vater hatte wie andere Herren ein Stück Muskatnuß samt kleinem Reibeisen in der Westentasche, um den Nektar zu würzen. —

— **Eine Ueberheune.** Das Wandersheimer Kreisblatt berichtet: „Dieser Tage verschied im halbvollendetem zehnten Jahre ihres ruhm- und tatenreichen Lebens die Wandersheimer Ueberheune. Nachdem es ihr vor etwa 2 1/2 Jahren vergönnt war, das Jubiläum ihres tausendsten Gies zu feiern, hat sie in treuer Pflichterfüllung ihrem Besitzer, dem Schulpedell Probst, noch weitere 103 Eier geschenkt. Herr Probst hat die wadere Henne ausgestopft, um sie als leuchtendes Vorbild der Nachwelt zu erhalten.“ —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 13. November.